Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 18 (1914)

Artikel: Fritz Marti

Autor: Amberger, Olga

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574420

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

des Brandes gab, war nur ein Glied in der unendlichen Rette von Geschehnissen. In diesem Kriege kämpft das Germanen= tum gegen das Slawentum, Deutschland und England streiten um die Vorherrschaft auf dem Meer, in Frankreich lebt der Revanchegedanke wieder auf. Gegen die frische Macht der Germanen fampft das unzivilisierte Barbarenvolf der Russen im Bunde mit der aussterbenden Kulturnation der Franzosen. So verkunden die Zeitungen. Aber ist dem wirklich so? Auch in Frankreich wirken — trot manchen Degenerationserichei= nungen — noch lebensvolle Kräfte. Auch in dem machtvoll sich entwickelnden Deutschland haben sich weichlicher Luxus und Schlemmertum mancherorts eingenistet. Rämpft nicht das Deutschland verwandte Bolt der Engländer an der Seite der Franzosen? Rassepolitische Erwägungen führen nicht zur Beantwortung unserer Frage, zum mindesten nur in unvollfommenem Mage.

Von einem sind wir fest überzeugt: Die breite Masse des Bolkes ist überall gegen den Krieg. Sie empfindet keinen Saß gegen das Nachbarvolk, politische Aspirationen sind ihr fremd. Es mag so scheinen, als liege in solchen weltgeschicht= lichen Augenblicken die gesamte Gewalt über Leben und Tod des einzelnen in den händen der Staatslenker und Diplomaten der fortschreitenden demokratisierenden Entwicklung unserer Staatswesen zum Trot. Aber die Geschicke der Staaten ruben wohl nur icheinbar bei diefen Mannern, deren Sandeln bestimmt wird oder zum wenigsten mitbestimmt wird durch Ginflusse, deren Natur und Stärke wir nur zu ahnen vermögen. Wir werden nie Genaues darüber erfahren, in welchem Mage die Kriegsstürmer des Offiziersstandes — deren es zweifellos in jedem Staate eine gewisse Anzahl gibt - oder maßgebende Bersönlichkeiten des Handels und der Industrie auf die Entschlüsse der Regierungen eingewirkt haben. Vielleicht werden spätere Generationen aus den Aufzeichnungen unserer han= belnden Zeitgenoffen den wahren Berlauf der Dinge erkennen.

Und noch ein Gedanke durchzuckt uns: Bon Jahr zu Jahr haben alle Großstaaten Europas in unheimlichem Wettbewerb ihre Kriegsruftungen vermehrt, dem Bolk ungeheure Laften zugemutet. Zweifelnde Fragen sollte der Hinweis auf jene alten Worte beschwichtigen: Si vis pacem, para bellum. Wahrheit glaubten wir damals bei der Annexionsfrise erkannt zu haben, als das wohlgeruftete Deutschland sich entschlossen an die Seite seines Bundesgenossen Desterreich stellte und die Mächte der Entente den Kampf nicht wagen wollten. Und heute? Seute dienen zum Fluch der Menschheit alle jene raffinierten Mittel zur gegenseitigen Bernichtung ihrem eigent=

lichsten Zweck.

Wir sehen in allen kriegführenden Ländern eine un= endliche Rriegsbegeisterung. Die Bölfer Desterreichs, die sich jahrzehntelang in unfruchtbarem grimmigem Nationalitäten= hader befehdeten, tennen heute nur ein einheitliches Staats= bewußtsein. Sunderttausende sind bereit, freiwillig Gut und Blut für ihr Vaterland hinzugeben. Ein friedliebendes Volk verwandelt sich von heute auf morgen in ernstem Jubel in ein Bolf von Rriegern. Dieser Aufschwung der Bolfsseele hat etwas Ergreifendes. Jede Nation kämpft für ihre "gerechte Sache". Aber der einzelne vermag das Weltbild nicht zu übers blicken. Ihn beseelt der Pflichtgedanke, das eiserne Gebot, dem Vaterland Opfer zu bringen.

Nun werden wir tagtäglich die Rachrichten über friegerische Ereignisse erhalten. Wir werden hören, wie Tausende braver

Soldaten an einem Tage vor den Geschützen des Gegners verbluten. Aber nun vernehme ich zufälig das Schicfal eines einzelnen. Ein Bürger von Breisach hatte seinem Sohn nach Paris geschrieben, er möge dort bleiben und sich nicht zum Rriegsdienst stellen. Der Brief wird von der Militarbehörde erbrochen. Man fragt den Bater, ob er seine Schrift anerkenne, und er fann es nicht leugnen. Er wird sofort standrechtlich erschossen und sühnt so den feigen Rat, den er in besten Absichten gegeben. Dies Einzelschicksal zeugt mehr von der ehernen Wucht der Geschehnisse als die Niederlage eines ganzen Regiments.

Gun de Maupassant schildert uns in einer kleinen meister= haften Novelle "Deux amis" das Schicksal zweier Pariser im Siebzigerfrieg. So gut ich es vermag, will ich pier deren Inhalt mitteilen. Die Herren Morissot und Sauvage pflegten vor dem Kriege jeweilen Sonntags am Seineufer nahe bei Paris zu fischen. Während der Blodade durck, die Deutschen treffen sie sich an einem Januartag zufällig auf dem Boulevard und erinnern sich mit Bergnügen jener schönen Sonntage. Plöglich pact sie der tolle Wunsch, trog der trüben Rriegszeit an ihrem Lieblingsplätchen zu fischen. Die französischen Borposten mit der Erlaubnis eines Obersten passierend, gelangen sie nach der Stelle. Raum haben sie sich eine Weile unter leichtem Geplauder ihrem harmlosen Bergnügen hingegeben, werden sie von vier deutschen Soldaten überrascht, die sie zu ihrem Offizier bringen. Liebenswürdig fragt dieser: "Eh bien, meine Herren, Sie machten wohl einen guten Fang?" und erklärt turg: "Für mich sind Sie Spione. Ich verhafte Sie und laffe Sie füsilieren. Offenbar haben Sie den Fischfang gewählt, um Ihre Plane beffer zu verdeden. Nun find Gie gu Ihrem Unglud in meine Sande gefallen. Aber so ist nun einmal das Rriegsrecht. Da Sie aber die französischen Borposten passiert haben, kennen Sie sicher das Pagwort zur Rückfehr. Teilen Sie mir dieses Bakwort mit, und ich lasse Gnade vor Recht ergehen." Die Freunde zittern am ganzen Leibe. Bor Bestürzung bringen sie kein Wort über die Lippen. Auch trot wiederholter Aufforderung nicht. Da machen sich zwölf Soldaten schußbereit. Noch einmal lallt Morissot: "Adieu, Monsieur Sauvage!" und Sauvage: "Adieu, Monsieur Morissot!" So sterben sie vor den Gewehren der deutschen Soldaten. Der deutsche Offizier aber läßt sich durch seinen Burschen die gefangenen Fische baden und raucht ruhig seine Pfeife weiter.

Wir Schweizer werden von diesem Weltfrieg aller Boraus= sicht nach verschont bleiben. Aber wir spüren ihn alle am eigenen Leibe. Handel und Berkehr stockt. Berdienstlosigkeit und Elend herrschen auch bei uns, und es werden vielleicht Jahre vergehen, bis die Wunden wieder vernarbt sind. Wir wissen es alle, daß uns der Plat des Zuschauers auf dem Kriegs= theater nicht umsonst zufällt.

Aber diese schweren Zeiten einigen das Bolk. Das Gefühl der Solidarität erstarkt. Wir fühlen nicht mehr das Trennende der Partei und der Konfession. Unsere vornehmste Pflicht ist

die Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen.

Es wächst aber auch das Mitgefühl für das kriegführende Bolk der Nachbarstaaten. Es gilt dem Deutschen, der, von allen Seiten bedrängt, todesmutig in den Rampf zieht, in gleicher Weise aber auch dem Franzosen, den das Schicksal in diesen unglückseligen Krieg hineingezogen hat. So leuchtet ein Schimmer warmer humanität auch in diese Tage des Grauens und des Elends. Otto Brandenburger, Bürich.

† Frik Marti*).

Mit Vilbnis

Es haben sich zwei gute treue Rünstleraugen sterbend geschlossen. Frit Marti ist in der achten Augustnacht ent= schlafen. Die Schweiz hat einen ihrer Dichter hergeben muffen, unsere Literatur einen Meister.

Niemand braucht es zu verbergen, wenn ihm jest eine Träne im trauernden Auge hängt deswegen. Ach, wie wird die ganze blaue Gotteswelt so unbegreiflich dumpf und dunkel, *, Bgl. auch "Die Schweiz" X 1906, 70 ff.



Ferdinand Hodler.

Studie zum "Aufbruch der Ienenser Studenten". In Zürcher Privatbesitz. Mit Genehmigung des Verlages R. Piper & Co., München.

wenn ein Guter sie verlassen hat! Und daß dieser scheinbar das saftvolle Leben selber darstellende Körper schon mit 48 Jahren durch eine todesbittere Krankheit erwürgt wurde, das ist das Ergreifende in diesem Schicksal. Vom geliebten reichen Arbeitstische weg mußte er gehen, noch hoch beladen mit geistigen Plänen. Tragisch ist es! Neben seinem Lager im weitausschauenden Heim am Zürichberg hielt sich seit Wochen der Tod. Der tapfere Kranke ahnte nicht, was seine Nächsten und Freunde wußten. Seine Zuversicht auf die beglückende Genesung wantte feinen Augenblid. Selbst zwischen arger Atemnot äußerte er zu seiner ihn innig verstehenden Gattin, er habe in der Stille an seinem neuen Roman, der sein Inneres bis in die Fingerspigen erfüllte, gewoben. Nicht das allein! Auch der schreckliche Krieg, der unser Land umflammt, bewegte seinen Geist und seine warme, edle Seele, die das Baterland heiß und heilig liebte. Er hat den welthistorischen Schritt des beginnenden Bölkerkampfes noch erlebt, der unerbittliche, bange Weitergang bleibt nun tröstlich seinem weichen Gemüte

für immer versiegelt. Daß er in soldher Zeit nicht auf der Redaktion seiner "Neuen Zürcher Zeitung" sein konnte, darum litt er in schmerzlichem Sinnen.

Er hat in den letten Jahren in ungeduldigem Schaffensdrang an ein Drama gedacht, das einen schweizerischen Stoff aus der wirkbarsten Gegenwart— solange sie noch vom Frieden umgeben war — ausbreiten sollte. Ja, es war in einem knappen Entwurschon aufgezeichnet; er wollte darin an so vieles im Heimatlander ühren, das sich im beobachetnen Leben in ihm aufgestapelt hatte.

So bleibt denn das seltsam Anziehende des Anerfüllten darsüber liegen. Doch davon ist jeht weniger zu reden als von seinen Werken, die offenbar geworden sind. Seine — meisterlich wenigen — Bücher sind heute als Vermächtnis ein noch kostbareres Gut geworden. Sie enthüllen, wie keine Biographie es könnte, sein eigenes Jugends und Jünglingsselben. Kennt man sie, so weiß

man um dieses Dichters Dasein und Werden. Man könnte immersort zitieren daraus.

Ernst und äußerlich arm waren im aargauischen Dorfe Othmarsingen seine Rindertage, während denen "oft nicht einmal genug spärliches Brot im Kasten lag". Aber umso tiefer und breiter war das inwendige Sammeln und Weben des Knaben, der mit seinen sonnigen Träumeraugen einsam und sehnsüchtig die wundersame Schönheit austrant, wo sie zu finden war. Seine Mutter aber war der gute Stern und der helle Sonntag in seiner Jugend; von ihr hat er sein Bestes mitbekommen. Gleich in seinen ersten Bersuchen "Schmerzens= finder" hört man von ihr, ebenso wie in der weiteren voll= gültigen Dichtergabe "Das Borspiel des Lebens", der wundervollen Rette von Kindergeschichten. Die Schweizer Bauern= findergeschichten galten etwas von jeher. Und bei Frig Marti fommt das gewinnende Merkmal dazu, daß im kleinen Helden seines Buches der Dichter selbst zu sehen ift. Diese innerliche, vornehme, warmblütige Knabengestalt ist Friz Marti. So ist er gewesen. Er brannte voll leidenschaftlichen stolzen Schmerzes über alle Ungerechtigkeit in der Welt. Bon seiner überaus zart empfindenden Psnche zeugten nicht nur seine still leuch=

tenden Augen, sondern auch seine reiche sanfte Stimme in herzlicher Weise, und man fühlte sich einem tiesen Gemüte gegenüber, das unter den sichtbaren Nadelstichen des wehen Menschenzwiespaltes scheu erbeben konnte. Aber sein Wille war mutig, und er hat es durchgesett troh herben Mühen und Nöten, stets lächelnd der Sonne und der Hoffnung zugewandt, die höheren Schulen zu besuchen und sein Sekundarlehrerspatent zu erringen. Und schließlich unternahm er die Tat, sich als freier Schriftseller durch die harte Zeit hindurchzuschlaggen bis zum bedeutungsvollen Lebensabschintt, als er am 1. Oktober 1899 an die Feuilletonredaktion der "Neuen Zürcher Zeitung" gerusen wurde. Seine Stellung dort war beneidenswert groß und verantwortungsvoll. Er hat sie feinsinnig, geistsvoll, rein und stark ausgefüllt. Und er blieb so schlicht dabei.

Wieviel er als Mittelpunkt für die schweizerische Literatur aufopfernd geleistet hat, das wissen wir alle.

Unendlich viele haben ihm unendlich viel zu danken! Ringende, werdende Dichter und Schriftsteller hat er

erspäht und emporgezogen, nicht das winzige Talentlein war ihm zu gering, wenn sein Entdeder= blick eine Erwartung daran zu heften wagte. Er hat die Ber= fannten ins Licht gestellt, er hat die Begabung gefördert, weise Grenzen gezogen oder den Weg weit aufgemacht und die Erfolg= tragenden neidlos begleitet. Und sie hingen an ihm als an dem Bertrauten. Bon den Größten und Ersten sind unter seiner Führung, seiner fröhlichen Ermunterung, seinen sicheren Rat= schlägen zur Höhe gestiegen. Des= sen sind ihm die Schaffenden ebenso eingedent wie die Genie= kenden. Wie selbstlos tat er Tag um Tag seine Kritikerarbeit! Er prüfte, wählte, half, lobte klug und tadelte magvoll; forgfältig, gütig, scharfblickend bis ins klein= ste war er dabei, meistens seine eigene dichterische Produktion ein= schränkend deswegen. Es war aber eine Ehre für einen Autor, Werk oder Buch von der Kritik Frit Martis eingeführt zu wissen; denn man stand unter einem hellsehen=



Fritz Marti (1866-1914). Bhot. C. Ruf, Bürich.

den, gerechten Richter, und sein Urteil hatte geschätzte literarische Bedeutung im In- und Ausland. Seine journalistische Arbeit griff noch weiter. In seinen Feuilletonartikeln schritt er wie sein Freund J. B. Widmann über den Kreis des Literarischen hinaus. Er hatte das Bedürfnis, hin und wieder auch auf anderen Gebieten der Geister und Interessen zum Leser erzieherisch zu sprechen. Politische, soziale, vaterländische, wissen= schaftliche und allgemein wissenswerte Dinge, die letten Endes boch mit dem poetischen Schaffen eines Landes zusammen= gehen, wollte er aufklärend unter die breite Menge bringen. Sein Zutrauen in die Bildungsfähigkeit und freudigkeit des Volkes blieb unerschütterlich groß. Seine Eigenart dabei war seine freie, aufrichtige und überzeugte Festigkeit, die männlich zur Sache stand. Wenn man jest eine Sammlung seiner volks= tümlichen Auffätze beieinander hätte, man würde staunen über die Bielseitigkeit der von ihm mit offener Stirne aufgerollten Fragen. Dahinter sprühte jederzeit wie eine goldhaltende Quelle der Dichter, dem auch der feine humor aus der Feder perlte. Denn er war eine Frohnatur, unter der er freilich nach Poetenweise das Schwermütige seiner Inrischen Art behutsam verbara.

Sein ausgeprägt fünstlerischer Stil aber flieft burch seine Dichtungen. In den frühesten Beröffentlichungen, die er nicht umsonst unter dem Namen "Schmerzenskinder" in die Welt geschickt hat, wirkt die Bewunderung des blutjungen Erzählers für Gottfried Keller noch mit. "Wir alle haben am Anfange gekellert," pflegte er den allzu offenkundigen jungen Anhängern des Zürcher Heros begütigend zu sagen.

Damals aber wurde man mancherorts aufmerksam. Man traf die Spuren einer mit Eigenem ausgerüsteten dichterischen Berfönlichkeit nur zu gut in ihrem knofpenden Beginnen an. Das war im Jahre 1889. Und Frit Marti war dreiundzwanzig. Sieben und acht Jahre später drang dann der strahlende Beweis des gesegneten Talentes ans Licht durch die beiden Bücher "Sonnenglauben" und "Das Borspiel des Lebens" *). Der Novellentitel "Sonnenglauben" ist charakteristisch für den Menschen und Künstler Marti; er lebte selbst so sonnig und gläubig in begeisterter Arbeit wie in Freude und Rummer seines Geschickes. Sofort aber fiel auf, daß er mit der geraden Führung seines Griffels eine Meisterzeichnung schuf, von jenen, die man nicht koloriert, die allein in der klaren bewegten Linie so padend und bildhaft sein können wie ein ganzer, blendender Farbenwald. Er holte seine Gestalten aus dem heimatlichen Alltag des schweizerischen Dorfes, und ohne Rünstelei und gesuchten Aufwand hat er sie in die poetisch umduftete Welt hinübergestellt. So ergab sich eine Wahrheit und Klarheit der Darstellung, die ihm wohl seither in ihrer Besonderheit und überraschenden Selbstverständlichkeit feiner nachgemacht hat und die er in strenger Arbeit erwarb. Die überreifen und überichäumenden Modernsten, deren Befen Frik Marti trok der Gegensählichkeit nicht migverstand, dürften je und je einen lohnenden Blick in die prunklose Unschaulichkeit seiner Bücher werfen. Ein Stud wie die Skizze "Die Stadt" sei in diesem Sinne genannt. Es ist ein Bild aus der nackten Schattenseite des Volkes und muß dem Leser, der es in der Deutschen Rundschau vor Jahren angetroffen hat, eingezeichnet geblieben sein. Dort ist jedes Wort ein Stein im Bau. Aber auch edeln Schmud trägt der Bau. Die bewußte Objektivität von Frig Martis Schreibweise läßt nämlich die mitfühlende Menschlichkeit des Dichters nirgends vermissen. Bon seiner Dichtung "Das Borspiel des Lebens" aber ist einfach zu sagen, sie ist schlechthin groß, jedes Kapitel gelang zu einem Runst=

Erst zehn Jahre später kam ein langsam ausgetragener Roman "Die Schule der Leidenschaft", ein Buch, in dem man die episch wunderschönen Stellen, wie die Szenen im Heimatdorfe des Helden, ohne Nebertreibung — die Frit Marti zuwider gewesen ware - mit Reller wohl messen darf. Wiederum war es ein Stud eigenes Erleben aus den ersten Mannesjahren, da Frit Marti wie alle echten Dichter die Sehnsucht nach dem autobiographischen Werke fortdauernd stillen mußte und da er, wie selten einer, seine gewaltigen und bescheidenen Eindrücke fruchtbar einzuheimsen, zu behalten und zu verwerten wußte. So konnte es vorkommen, daß er auf der Straße plöglich ausrief: "Dort geht ein Stück Roman vorüber!"

Für seinen einzigen bei Gebrüder Paetel in Berlin heraus= gekommenen Roman ist ihm Anerkennung und lobende Bürdi= gung beschert worden, aber er selbst hatte das Gefühl, daß er sein Mächtigstes und Reifstes noch auszugeben habe. Wie ein Schatz lagerte es in seinem Innern. So schrieb er in den fargen Mußestunden an seinem neuen Roman, der sein Mannes= werk hatte werden muffen und können. Er wollte die ebenfo zerstörende als fördernde Alleinherrschaft eines Dorftnrannen beleuchten und eine würdige Frau und Mutter mitten im Garten der Anbetung haben, das Idealbild seiner Mutter. Ein abgerundetes Kapitel daraus zu lesen, war mir durch den

Schaffenden selbst noch vergönnt. In fünstlerisch zusammengefaßter Sprache, schlant und schön wie ein Turm baute sich da ein erschütterndes Schauspiel auf. Die Muttertreue feierte darin, die es in der Weite ahnt, daß einem ihrer Söhne das Berg schwer ift, und die ein heiliges Zuden fühlt in dem Momente, in dem sich der Ferne erschossen hat. Es wird ein ewiger Berlust sein, daß diese hoffnungsreife, lebensweise Dichterarbeit, die das Schaffen von Frit Marti golden gefront hatte, vom Tode abgeschnitten wurde.

Weit herum regt sich jetzt die Klage um das Berlorene, und das noch schmerzdurchzitterte Erinnerungsglück über gebliebene Werke und Freundschaftsworte vermag nur wehmütig ju tröften. So ergeht es nun einer verwaiften Schar von Freunden, Rollegen, Anhängern und Schülern Frit Martis. Ach, er konnte so geistreich und voll heißer Gedankenblike sein und doch so köstlich naiv wie nur ein Poetenherz! Zu allen Rreisen hatte er Beziehungen und literarische Zusammen= gehörigkeit. Carl Spitteler, unser Erster, den Frit Marti verehrend bewunderte, verband sich in Freundschaft mit ihm. Gegenseitig verstanden sie sich in ihrer leidenschaftlichen, leise und stolz leidenden Dichterpsnche so wohl. Seiner literarisch hohen Berbindungen hat er sich nie gerühmt — er blieb ein= fach, wie ein Glorienschein war seine Einfachheit - sie beweisen aber, wie geschätzt er allenthalben war. Da steigt die Frage auf, warum die Zürcher Universität bei ihrem Weihefest im Frühling 1914 nicht für Frit Marti den Titel eines Ehrendoktors bereit hatte. Er hätte die Auszeichnung, die er übrigens nie suchte, gewiß wie manche andere verdient. Denn er hat dem Lande Ruhm gebracht, und er hat ihm nur Ehre gemacht. Er hat es vorgelebt, wie aus dem armen Landbuben ein tüch= tiger, angesehener Mann, ein Dichter und Journalist von erften Tugenden wurde.

Jetzt wird die Ernte seines grausam abgerissenen Lebens in seinen Werken liegen, in seinen begabten Rindern, in den von ihm geführten Jüngern der aufgeblühten schweizerischen Literatur, in den jungen auf sein Vorbild schauenden Talenten

unseres Landes. Und das ist bleibende Ehre!

Diese lückenhaften Gedächtniszeilen sollten darum vor allem der Dankbarkeit dienen für seine begnadete Lebens= arbeit. Es wird wohl bald dazu kommen, daß mehr, ausführ= licher und aufschließender über ihn geschrieben wird. Roch ift es ja nicht lange her, daß man seine Asche in der Erde unter einer Blumenflut barg. An einem funkelnden Sonnenmorgen hat man die Urne, die soviel ungehobenes Geistesgut umschloß, in das ruhevolle Grab eines Friedhofes gebettet auf der Höhe am Waldesrand. Die grüne Welt hatte ein tiefes, herz= flopfendes Atemholen, die Lüfte zitterten, von einem weihe= vollen Menschenschluchzen durchwunden. Da ist es gewesen, daß man die Hülle eines Dichters bestattet hat ...

In einem seiner turzen, aber lebhaften und geistdurch= tränkten Briefe hatte Frit Marti mir im vorletten Leng qugerufen: "Da wir nicht wissen, wie manchen Frühling wir noch erleben, wollen wir bei jedem die Augen recht auftun, nicht wahr? Und auch die Tage nügen!" Sierauf hat er nur einmal noch die Maienblüte, die er um ihrer sugen, anspornenden Reize willen so besonders gerne einatmete, kosten dürfen. Aber seine Tage hat er genütt bis zur letten Minute hinaus. Bielerlei Zeugnisse sind dafür da. Sie stehen vor uns auf als sein Denkmal. Er aber gehört in die kleine Reihe jener gang seltenen Seldenmenschen, in denen ein weiter, charakterfester Geist, eine lodernde Dichterseele und das gute treue Berg Busammenwohnen. Der prachtvolle Mensch! Der liebe Freund! Die Trauer um ihn blutet noch in der Stille. Aber sein Bild und sein Andenken wird heiter und unverlöschlich wie ein feines, behütetes Sternenlicht brennend in uns bleiben bis zum eigenen Ende ...